

Grundgedanken der Performativen Didaktik



Prof. Dr. Hartmut Rupp, Direktor des Religions-pädagogischen Institutes in Karlsruhe, beschreibt nachfolgend Grundgedanken einer „Performativen Didaktik“, deren Ziel es ist, „Religion zum Sprechen“ zu bringen.

1. Ausgangspunkte

(1) Kinder und Jugendliche haben Fragen, die mit Religion zu tun haben und die sie interessieren. Wo wohnt Gott? Wie wirken Engel? Warum gibt es Leid und Tod? Gibt es eine Hölle? Was kommt nach dem Tod?

(2) Kirchenräume sind für Schülerinnen und Schüler interessant. Aber so recht kennen sie die Kirchen nicht. Auch den evangelisch getauften Kindern ist der evangelische Kirchenraum eher fremd. Das Brauchtum im Kirchenjahr ist bekannt, aber in seiner Bedeutung nicht verstanden. Zentrale Überzeugungen des christlichen Glaubens wie die Auferstehung der Toten sind nicht angemessen verstanden. Konfessionelle Differenzen werden nicht recht verstanden und zugleich als unwichtig beurteilt.

(3) Dies ist der erste entscheidende Ausgangspunkt für performative Didaktik: *Christliche Religion im Sinne gelebter Religion ist für viele fremd geworden.* Christentum ist für die meisten eine Fremdreigion und christlicher Glaube ist eine Fremdsprache.

2. Hermeneutische Überlegungen

Wir sind alle groß geworden mit einem korrelativen Ansatz in der Didaktik. Im Religionsunterricht sollen Tradition und Situation wechselseitig aufeinander bezogen werden. Das ist nach wie vor gut und richtig so. Dieses hermeneutische Grundmodell bestimmt auch die performative Didaktik. Die Frage ist jedoch, ob und wie es klappt. Kann man die Kain- und Abel-Geschichte wirklich so einfach mit Schulerfahrungen von 13-Jährigen zusammenbringen?

Performative Didaktik stellt diesen so selbstverständlichen Korrelationsmechanismus infrage und fragt, wie er gelingt. Es geht um die Frage, ob wir Lehrenden so ganz genau immer schon vorher wissen, auf was sich die Bibel bezieht und wie sie selber die Schülerinnen und Schüler anspricht. Das kann auch noch etwas ganz anderes sein, denn die Bibel ist nicht einfach Objekt, sondern sie ist Subjekt des Lernens. *Performative Didaktik schiebt den Regler zwischen Tradition und Situation deutlich auf die Seite der Tradition und will sich erst mal da aufhalten.* Sie geht davon aus, dass die Tradition sich selber ihrer Anknüpfungspunkte im Leben sucht. Es kommt aber noch etwas anderes hinzu. Die Konfessionalität des Religionsunterrichtes wird zunehmend mehr in Frage gestellt. Evangelisch und katholisch, das ist doch irgendwie dasselbe. Die sehen doch beide die Welt als Schöpfung Gottes und Jesus Christus als Sohn Gottes. Sie feiern Weihnachten und Ostern. Da gibt es doch gar keinen Unterschied. So kann man hören. Performative Didaktik besteht aber darauf, dass es im Religionsunterricht um gelebte Religion geht, wie sie gelebt wird und nicht wie sie gedacht oder gelehrt wird. Und diese Religion gibt es hierzulande nur in konfessioneller Gestalt. So wie es Sprache nur als deutsch, französisch oder englisch gibt. Damit sind wir bei den Grundgedanken der performativen Didaktik.

3. Grundgedanken

Zwei Grundgedanken prägen die performative Didaktik:

(1) *Religion ist wahrnehmbare Praxis und nicht einfach Lehre.*

Das ‚Vater Unser‘ ist kein Text, sondern ein Gebet.

Genesis 1 ist keine wissenschaftliche Theorie, sondern ein Loblied, das man nur dann angemessen versteht, wenn man es auch als Lob rezitiert, singt.

Diakonie ist nicht bloß ein historisches Phänomen, sondern praktische Lebenshilfe in der Not, die man erst richtig versteht, wenn man da einmal mitmacht, z.B. in einem Praktikum.

Religiöse Inhalte haben eine Form. Sie haben eine sinnlich-wahrnehmbare und leiblich-mitvollziehbare Gestalt. Dies gilt auch für einen Bibeltext. Er soll ja laut werden. Er soll hallen. Er soll zum Zuspruch und zum Anspruch werden.

Religion ist demnach keine Dogmatik, keine Satz Wahrheit. Religion, das ist Feier, Erzählung, Engagement. Religion will berühren, bewegen und in eine Lebenshaltung hineinführen. Glaube ist nicht das Fürwahrhalten von Glaubenssätzen. Glaube ist Lebenspraxis auf der Grundlage eines differenzierten Vertrauens.

(2) *Religion versteht man nur, wenn man daran teilnimmt.*

Was das ‚Vater Unser‘ meint und sagt, kann man angemessen nur verstehen, wenn ich das betend einmal spreche und dazu auch die entsprechende Gebethaltung einnehme. Wichtig ist: Ich kann mir erst dann eine Meinung bilden, wenn ich etwas erlebt und erfahren habe. Es geht also darum, die sinnlich-leibliche Gestalt der Religion auf sinnlich-leibliche Weise mit zu vollziehen. Dieser Grundgedanke - *Religion versteht man nur, wenn man daran teilnimmt* - ist eigentlich trivial. Ich verstehe Fußball ja auch besser, wenn ich Fußball spiele. Oder: eine Sprache lerne ich besser, wenn ich sie auch aktiv spreche.

4. Merkmale der ‚performativen‘ Didaktik

Das Wort performativ bezieht sich einmal auf Performance und damit auf Erscheinung und Darstellung. *In der performativen Didaktik geht es darum, Religion zu ‚zeigen‘.* Dazu muss man sie zumindest probeweise inszenieren.

Um aber Inhalte gelebter Religion selber deuten zu können, ist es zugleich nötig, dass man sie auf ganz unterschiedliche Weise wahrnimmt - hörend, sprechend, tastend, singend mit dem ganzen Leib.

Zu dem Wahrnehmen und Gebrauchen gehört die Reflexion, das Nachdenken. Performative Didaktik kennzeichnet deshalb eine Doppelbewegung: Sich im Raum der gelebten Religion bewegen und über Religion nachdenken. Es geht also um die Einnahme einer Binnenperspektive und um die Einnahme einer Außenperspektive.

Performative Didaktik geht also davon aus, dass die Religion ‚sich zeigt‘ und zur Wirkung kommt, wenn man sie inszeniert und in Gebrauch nimmt. Denn sie deutet das Leben, sie tröstet die Menschen, sie macht Mut, sie nimmt Angst, sie macht aber auch ehrfürchtig und gibt Menschen eine angemessene Größe. Diese Wirkung habe ich jedoch nicht im Griff. Man kann deshalb auch vorher nicht sagen, wie das wirkt.

Darin zeigt sich ein wichtiges Ziel der performativen Didaktik. *Es geht ihr um die verstehende selbstbestimmte Teilhabefähigkeit an Religion, und zwar zunächst einmal an christlicher Religion - dann aber auch an Formen anderer Religionen.* In diesem Sinne geht es um religiöse Kompetenz, d.h. um die Fähigkeit, Religion wahrnehmen, verstehen, vergleichen, beurteilen und gestalten zu können.

Lehrende werden dabei als Expertinnen und Experten für gelebte Religion in Anspruch genommen. Ich muss also wissen, wie ein Psalm im Gottesdienst gebetet wird oder wie ein Segen vollzogen wird. Lehrende müssen selber mit gelebter Religion vertraut sein. Und sie müssen wissen, wie sie von gelebter Religion didaktischen Gebrauch machen können. Was kann ich der Lerngruppe zumuten? Was kennen die Schülerinnen und Schüler schon? Wozu will ich das machen?

5. Gegenargumente

Dieser Ansatz wird heftig kritisiert. Die einen sagen, das sei die Rückkehr in den Religionsunterricht der 1950iger Jahre. Andere befürchten eine Art Vergewaltigung der Schülerinnen und Schüler. Wieder andere kritisieren, hier ginge nicht darum, dass Heranwachsende zu ihrer eigenen Religiosität finden.

6. Zusammenfassung

Persönlich meine ich, dass ein solcher Unterricht nachhaltiger wirkt und durchaus auch motivierend ist. Die Nachhaltigkeit wird gerade auch durch die leibliche Gestaltung erreicht, denn das Leibgedächtnis behält länger in Erinnerung, als das reine Wortgedächtnis.

Die Frage ist jedoch, was es bringt. Ich meine dreierlei:

- a) Die Schülerinnen und Schüler werden mit bedeutsamen Inhalten und Formen gelebter Religion vertraut, und zwar sowohl leiblich-sinnlich, affektiv und natürlich auch kognitiv.
- b) Ferner bekommen die eigenen Empfindungen und Fragen einen Bezugspunkt und Raum.
- c) Und schließlich kann die eigene Religiosität eingebracht und entwickelt werden.